

# Vom Milieuchristentum zu einer evangelisierenden missionarischen Kirche<sup>1</sup>

In seinem Buch „Das Gottesgerücht – Bausteine für eine Kirche der Zukunft“ (1987) zitiert Paul Michael Zulehner mehrfach die Worte des Propheten Sacharja: „So spricht der Herr der Heere. In jenen Tagen werden zehn Männer aus Völkern aller Sprachen einen Mann aus Juda an seinem Gewand fassen, ihn festhalten und sagen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehört, dass Gott mit euch ist.“ (Sach 8,23)

Geschrieben in der Zeit nach dem Exil, richten sich diese Worte an die Schar derer, die aus dem Stamm Juda, der einst eine große Aufgabe und Verheißung hatte, übriggeblieben sind. Der Prophet verkündet nun, dass sie in Gottes Heilsplan auch weiter einen wichtigen Platz haben: Sie sind und bleiben Boten und Zeugen der frohen Botschaft von Gottes Gegenwart und Nähe.

Die Parallelen zu heute liegen auf der Hand: Mit dem Exil ging für Israel die „volkskirchliche“ Epoche endgültig zu Ende. Die Gläubigen lebten fortan in der Diaspora. Ein gewaltiger Umbruch! Wir erleben heute ähnliches: Die Zeit der Volkskirche ist zu Ende. Wir leben als Christen in säkularer Umgebung. Auch dort, wo die Kirchenmitglieder zahlenmäßig noch die Mehrheit sind, besteht faktisch eine Diasporasituation: Heute wie damals eine Zeit des Wandels, ja des Umbruchs.

## I. Kirche im Umbruch

### 1. Den Wandel ernstnehmen

Diesen Wandel gilt es ernst zu nehmen. Wir sind heute – wie es im Titel heißt – vom Milieuchristentum hin zu einer evangelisierenden Kirche unterwegs. Auf die damit verbundenen Konsequenzen haben wir uns bisher weder kirchenamtlich noch persönlich auch nur annähernd eingestellt. Durchaus verständlich: Wir können nicht einfach einen Schalter umlegen. Die Devise „ab heute gehen die Uhren anders“ kann man wohl verkünden, doch wir alle wissen, dass es damit nicht getan ist. Es gilt, sich in einem längeren Prozess dem Wandel zu stellen und ihn ernst zu nehmen: Jenen gesellschaftlichen und kirchlichen Umbruch, den nicht wenige für einen Einschnitt halten, wie es ihn seit Kaiser Konstantin nicht mehr gegeben hat.

Die frühe Kirche war zunächst Minderheitskirche. Sehr viele Christen hatten die frohe Botschaft mit ihrem Leben bezeugt und waren auch in Zeiten der Verfolgung dem Evangelium treu geblieben. Sie haben gezeigt, dass die Kraft des Evangeliums und die Freude des Glaubens größer sind als alle äußeren Bedrohungen, sogar größer als die Bedrohung des Lebens. Die große Wende kam mit Konstantin und den nachfolgenden Kaisern. Die Verhältnisse wurden quasi auf den Kopf gestellt. In dem Moment, als das Christentum Staatsreligion wurde, fiel nicht mehr auf, wer Christ war, sondern wer nicht Christ war. Es dauerte dann nicht mehr lange, bis es sogar Vorschrift wurde- sich taufen zu lassen. Wer nicht bereit war, das Glaubensbekenntnis abzulegen und die Taufe zu empfangen, galt spätestens im 5. Jahrhundert wie ein Fremder ohne Rechte<sup>2</sup>.

Staat und Gesellschaft trugen in dieser engen Verbindung mit der Kirche den Glauben mit – auf Kosten der persönlichen Entscheidung und mittelfristig auch auf Kosten der Dynamik und Lebendigkeit des persönlichen und gemeinschaftlichen Glaubens.<sup>3</sup> Tradition und Sozialisation sorgten dafür, dass die nächste Generation sozusagen wie von selbst in den Glauben hineinwuchs. Empfang noch Augustinus – der über viele Jahre „nur“ Katechumene war – ebenso wie viele andere seiner Zeit „erst“ als Erwachsener die Taufe, so löste wenig später die Säuglingstaufe immer mehr die Erwachsenentaufe als Normalfall ab.

Heute sind wir an einem neuen Wendepunkt: Gläubige Christen sind zur Minderheit geworden und fallen in der Öffentlichkeit wieder auf. Wer am Sonntag in die Kirche geht, wer es wagt, öffentlich zu beten oder sich sonst zum eigenen Glauben zu bekennen, wer es wagt, bestimmte Werte zu

vertreten, weil ihm oder ihr Gott am Herzen liegt, fällt auf. Eine ganz neue, oft verunsichernde und irritierende Situation, auf die sich viele noch nicht eingestellt bzw. umgestellt haben.

## **2. In jeder Krise – auch in dieser – liegt eine Chance**

Johannes XXIII sprach bereits bei der Ankündigung des 2. Vatikanischen Konzils (1959) von einer Kirche, die im Begriff sei, in eine geschichtliche Phase von außergewöhnlicher Tragweite einzutreten. Bei der Eröffnung des Konzils (1962) mahnte der vielfach „nur“ als „Übergangspapst“ eingeschätzte *Pontifex* dann auch, den sich bereits abzeichnenden Glaubensabfall vieler nicht einfach zu verurteilen. Vielmehr gelte es, auch in diesen Gegebenheiten nach dem verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung zu suchen und nach Gottes Wegweisung Ausschau zu halten. Johannes XXIII war davon überzeugt, dass die Botschaft des Glaubens in diesem Umbruch auf neue Weise lebendig werden kann.<sup>4</sup>

Als Christen und als Kirche sind wir heute geradezu herausgefordert- zu fragen, wie unter den veränderten Umständen eine Einladung zum Glauben so gestaltet werden kann, dass sie sowohl gehört als auch angenommen wird. Auch wenn die Pastoral dem noch nicht genügend Rechnung trägt, ist in den letzten Jahrzehnten doch immer deutlicher klar geworden, dass der mit der konstantinischen Wende eingeschlagene Weg des „Christwerdens“ nicht mehr zum Ziel führt. Tradition und Sozialisation sind nicht mehr die entscheidenden Stützen und Träger der Glaubensweitergabe. Menschen werden heute nicht schon dadurch Christ, dass sie als Säugling getauft werden, als Kinder zur Erstkommunion gehen und zu einem Teil dann später noch gefirmt werden.

Da wo die gesellschaftlichen Stützen einer Volkskirche immer mehr in den Hintergrund treten, wo das gesellschaftliche Umfeld den Glauben nicht mehr fördert, sondern in Frage stellt, ja herausfordert, braucht die Glaubensweitergabe mehr denn je lebendige Zeugen: in der Familie ebenso wie bei Freuden, in der Nachbarschaft wie am Arbeitsplatz und in den vielen anderen Lebenssituationen.

So lenkt der Einbruch der traditionellen Sakramentenkatechese den Blick unweigerlich auf das Glaubensleben der Erwachsenen. Der hier bestehende Mangel macht neu bewusst, wie sehr sich Menschen – jung wie alt – durch Vorbilder und glaubwürdige Mitmenschen ansprechen und prägen lassen. Die an der Universität Greifswald vom dortigen Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) erarbeitete Langzeitstudie „Wie kommen Erwachsene zum Glauben“ legt dies in beeindruckender Weise dar.<sup>5</sup>

Die veränderte gesellschaftliche Situation – Säkularisation und Diaspora – fordert uns Christen neu heraus, sich der eigenen Identität zu vergewissern, die eigene Standfestigkeit im Glauben zu stärken und uns – vor allem als Erwachsene – ganz persönlich für den Glauben an Gott zu entscheiden. Jede und jeder wird über kurz oder lang nach der Lebendigkeit und Vertrautheit der eigenen Verbundenheit mit Gott gefragt: Bin ich überzeugt, dass das Evangelium die Kraft hat, Ihm auch heute nachzufolgen und Freude am Glauben zu schenken? Erfüllt uns die Zuversicht, dass wir Christen auch als Minderheit, auch wenn die äußeren Stützen mehr und mehr verschwinden, uns persönlich und miteinander auf den Weg des Glaubens einlassen werden?

Mit dieser Thematik ist auch die Herausforderung verbunden, sich neu zu fragen: „Was ist eigentlich das Herzstück, das Zentrum des Glaubens? Was ist das, was mich persönlich erfüllt, was mir Leben schenkt? Was macht eigentlich meine eigene christliche Identität aus und zu was möchte ich andere einladen?“

Kann es nicht sein, dass mitten in diesem Wandel, in diesem gewaltigen Umbruch, Chancen für neue, der neuen Situation entsprechende Wege der Glaubensweitergabe zutage treten?

## **II. Wegweisende Impulse des Konzils**

Das Konzil und die nachkonziliare Theologie haben für den künftigen Weg der Glaubensweitergabe einige wichtige Eckpunkte benannt:

## **1. Wiedereinführung des Katechumenats für Erwachsene**

So wünschte das Konzil bereits in der 1963 verabschiedeten Liturgiekonstitution<sup>6</sup> auch für die Gegenden- die christlich geprägt sind (wie Mitteleuropa) die Wiedererrichtung des Katechumenats, des Vorbereitungsweges Erwachsener auf die Taufe. Die Reaktion damals war eher Unverständnis. „Was soll denn das?“, fragten nicht wenige.

Heute sehen wir immer deutlicher, dass dies eine weise und prophetische Entscheidung war. Bereits damals war der gesellschaftliche Wandel in Ansätzen erkennbar. Schon das Konzil sprach von einem breiten, so bisher nicht gekannten Abfall vom Glauben.<sup>7</sup> Und in säkularer Umgebung wird es tatsächlich wichtig, das Fundament des Glaubens und den Weg des Hineinwachsens in diesen ganz neu in den Blick zu nehmen.

In der Zeit des Katechumenats werden die Taufbewerber mit den existentiellen und essentiellen Grundfragen und Grundlagen des Glaubens vertraut gemacht. Ein Prozess, der sie einlädt, gleichsam in den Glauben hineinzuwachsen.

Gerade in säkularer Umgebung ist dann aber die Frage nicht fern: Welche spirituelle und katechetische Unterstützung brauchen denn die bereits Getauften, damit auch sie als Erwachsene einen lebendigen Bezug zum Glauben haben? Hier zeigt sich ein in weiten Teilen immer noch vernachlässigtes Aufgabenfeld, das eigentlich ins Zentrum der Pastoral gehört. Das, was Katechumenen zur Vorbereitung auf die Taufe erfahren und sich aneignen, muss eigentlich allen in der Gemeinde vertraut sein und deshalb auch regelmäßig vor Ort angeboten werden. Das römische Direktorium für Katechese (1997) wie auch das von den deutschen Bischöfen erstellte Schreiben „Katechese in veränderter Zeit“ (2004) weisen deutlich darauf hin. – Doch liegen wir in Deutschland mit der Umsetzung noch weit zurück. Mit der Rezeption der Wiedereinführung des Katechumenats sind wir noch lange nicht fertig.

## **2. Die Erneuerung des Taufritus**

Für die Frage nach der künftigen Gestalt einer missionarischen, evangelisierenden Kirche, enthält auch die vom Konzil angestoßene Erneuerung des Taufritus wichtige Wegweiser. Es mutet fast gespenstisch an, dass mehr als 1500 Jahre lang ganz selbstverständlich Säuglinge nach einem Ritus getauft wurden, der eigentlich für Erwachsene bestimmt ist. Als ich bald nach meiner Geburt (1952) getauft wurde, fragte mich der Priester: „Hubert, glaubst du an Gott?“. Als Säugling konnte ich auf diese Frage natürlich keine angemessene Antwort geben. Mein Pate, der mich auf dem Arm trug, hat statt meiner geantwortet – stellvertretend für mich. Er hat nicht gesagt, dass er selbst glaubt, sondern, dass ich glaube. Im Elternhaus und in der Schule wurde mir dann nahe gebracht, dass ich in das, was zunächst mein Pate stellvertretend für mich sprach, hineinwachsen, es mir aneignen soll – mit dem Ziel, dass ich selbst dahinter stehe und von Herzen JA sage.

Das hat mich persönlich schon als Kind motiviert: Ja, ich möchte – groß geworden - aus eigener Überzeugung mein Ja zur Taufe sprechen. Aber bei näherer Überlegung ist das doch schon merkwürdig gewesen und geblieben. Da wurden nicht meine Eltern und Paten nach ihrem eigenen Glauben gefragt. Angesprochen und gefragt, ob sie dem Bösen widersagen und an Gott glauben, wurden die Kinder – genauer: die Säuglinge, bei meiner Taufe: ich.

Gut, dass das 2. Vatikanische Konzil dann den Anstoß gab, den Taufritus für Säuglinge und Kinder in einer dem Alter entsprechenden Weise zu erneuern.

Seit 1970 werden nun nicht mehr die Kinder, sondern die Eltern und die Paten selbst gefragt: „Glaubt ihr an Gott, widersagt ihr dem Bösen?“ Und aufgrund dieses Bekenntnisses tauft dann der Diakon oder Priester das Kind. Das ist einerseits wahrhaftig, da die Kinder ja gar nicht aufgrund

ihres eigenen Bekenntnisses, sondern nur aufgrund des Bekenntnisses der Eltern getauft werden können. Und theologisch ist die Taufe eines Säuglings oder eines Kindes auch nur dann zu verantworten, wenn eine moralische Gewissheit besteht, dass das Kind auch tatsächlich in den Glauben hineinwächst (vgl. CIC canon 868 § 1 Nr. 2). Andererseits stehen wir damit aber gerade heute vor einem neuen und alles andere als nebensächlichen Problem.

Die überfällige Erneuerung des Taufritus hat zur Folge, dass wir bei vielen Tauffeiern eigentlich mit einem Dilemma leben: Wir vollziehen in der Liturgie etwas, hinter dem nur ein Teil der Mitfeiernden steht. Denn nicht alle Eltern und nicht alle Paten (nach meiner Einschätzung aufs Ganze gesehen deutlich weniger als die Hälfte) können eigentlich von Herzen sagen: Ich glaube an Gott, ich glaube an das ewige Leben, an die Erlösung, an die Vergebung und die Auferstehung. Werden dann Eltern und Paten bei der Vorbereitung zur Taufe lediglich darauf vorbereitet, was sie vom Ritus her an dieser Stelle zu antworten haben, werden nicht wenige spüren, dass die untrennbar mit der Tauf Liturgie verbundene Aufforderung zum Tauf-Bekenntnis in Wirklichkeit doch nicht so ernst gemeint ist wie es zunächst den Anschein hat.

Dabei eröffnet die Liturgie der Taufe die – bisher leider eher selten praktizierte – Möglichkeit, das Kind noch nicht zu taufen, sondern sozusagen „nur“ als Aspirant in die Kirche aufzunehmen. Eltern und Paten werden von der Kirche gleichsam eingeladen, sich selbst auf einen (katechumenalen) Prozess einzulassen um das, was sie bei der Taufe ihres Kindes versprechen, so kennenzulernen, zu entdecken und mit Leben zu füllen, dass sie dann aus eigener Überzeugung auf die Fragen vor der Taufe ihres Kindes mit „Ich glaube“ bzw. „ich widersage“ antworten können – oder aber (zunächst einmal) von ihrer Bitte um die Taufe Abstand nehmen.

Hier hat die nachkonziliare Erneuerung der Liturgie die richtigen Wege gewiesen, die wir aber pastoral noch nicht ausreichend mit Leben gefüllt haben. Wollen wir aber dieser Richtung vorangehen, dann zeigt sich schnell, dass auch bereits getaufte Erwachsene ein Kennenlernen und ein Hineinfinden in einen persönlichen Glauben brauchen. Schon allein deshalb sind neben der Erstkommunion- und Firmvorbereitung auch katechumenatsähnliche Glaubenswege für (bereits getaufte) Erwachsene dringend nötig.

### **3. Differenzierter Blick auf die Sakramente**

Im Konzil grundgelegt, entwickelte sich in der nachkonziliaren Theologie schon bald eine differenzierte Betrachtung der sakramentalen Gesamt-Wirklichkeit. Sehr deutlich wurde betont, dass die sieben Sakramente nicht für sich stehen, sondern Beziehung(en) voraussetzen. Ohne Beziehung zu Jesus Christus und ohne Bezug zur Glaubensgemeinschaft der Kirche hängen sie in der Luft.

Am Bild eines Baumes lässt sich das gut veranschaulichen: Betrachtet man die sieben Sakramente als dessen Krone, dann ist der die Krone tragende Stamm das Grundsakrament, die Gemeinschaft des Glaubens, die Kirche. Der gemeinsame Wurzelboden von Krone und Stamm schließlich, ist Jesus Christus selbst, das „Ursakrament“. Durch Ihn und aus Ihm leben Stamm wie Krone.

Leider kommen heute relativ viele Menschen beim Empfang einzelner Sakramente nur mit der Krone in Kontakt – ohne lebendigen Bezug zu Ur- und Grundsakrament. Vielleicht lässt uns die Krise der Vorbereitung und Praxis des Sakramentenempfangs neu erkennen, dass für einen lebendigen Glauben die den einzelnen Sakramenten vorausgehende Vertrautheit mit dem Ursakrament und der gelebte Bezug zum Grundsakrament eine unverzichtbare Voraussetzung ist.

Wer diese Erfahrung der Glaubensgemeinschaft nicht macht, wer nicht in einer lebendigen Glaubensgemeinschaft steht, bei dem kann der Empfang der Sakramente von menschlicher Seite her keine wirkliche Frucht bringen. Ohne lebendige Beziehung zu Jesus Christus mögen die

sakramentalen Feiern vielleicht gute, schön gestaltete Riten sein, aber das, was eigentlich in ihnen an lebendiger Weitergabe der Verbundenheit mit Gott geschenkt und gefeiert wird, können sie nicht vermitteln.<sup>8</sup>

Die Feier von Taufe, Erstkommunion und Firmung kann ein Stück weit Event sein, dass sie aber ihr eigentliches Ziel erreicht und wirklich auf bereite Herzen trifft, denen sie das Geschenk der Teilhabe am göttlichen Leben vermittelt, kann nicht (mehr) vorausgesetzt werden.

Natürlich brauchen wir Menschen Rituale. Aber Sakramente sind mehr: Es geht um die Weitergabe des Lebens. Doch geschieht dieses Weitergeben nicht automatisch. Wenn die Riten und Formen für die Empfänger keine innere Bedeutung mehr haben, bleiben sie leer. Daher müsste eigentlich zunächst dafür gesorgt werden, dass die Menschen die Bedeutung der sakramentalen Feiern (wieder-)entdecken und für sich mit Leben füllen. Das aber geht nur, wenn sie zumindest anfanghaft – dem Empfang der Einzelsakramente voraus – in einen lebendigen Bezug zum Ursakrament und zum Grundsakrament stehen.<sup>9</sup>

### **III. Die Quellen und Wachstumsschritte des Glaubens neu entdecken**

Die massiven Einbrüche im zumeist ganz selbstverständlich und wie von alleine abgelaufenen Prozess der Glaubensweitergabe fordern uns heraus, die Quellen und Wachstumsgesetze des Glaubens ausdrücklich in den Blick zu nehmen, ja (wieder neu) zu entdecken. Ein Vorgang, den wir von anderen Lebensbereichen her kennen. So wissen wir heute z. B. sehr genau wie menschliches Leben entsteht. Unsere Eltern und Großeltern wussten nur wenig vom biologischen Prozess der Entstehung menschlichen Lebens aus Eizelle und Samen. Trotzdem gaben sie das Leben ganz selbstverständlich weiter.

Ähnliches erleben wir auch in der Welt des Glaubens: Ohne genau um die damit verbundenen Prozesse zu wissen, wurde der Glaube fast wie von alleine weitergegeben. Das ist heute vielfach nicht mehr der Fall. Und es ist zu hoffen, dass wir nicht nur die biologischen Wachstumsgesetze erforschen und daraus Konsequenzen ziehen, sondern auch den Prozessen, die das Wachsen eines lebendigen Glaubens fördern, entsprechend Interesse und Aufmerksamkeit entgegen bringen. Die dabei gemachten Erfahrungen können grundlegende Wahrheiten neu ins Bewusstsein rufen und eine Reihe wichtiger Wachstumsfaktoren erkennen lassen:

#### **1. Christ ist man nicht – Christ wird man**

Der christliche Glaube ist nicht selbstverständlich. Man kommt nicht als Christ zur Welt. Zur Welt kommt man als ein Mensch, der auf Christus ausgerichtet ist, sagen die Kirchenväter, aber nicht als ein Mensch, der schon Christ ist. Christ wird jemand erst durch seine Hinwendung zu Jesus Christus.

Wenn es bis ins 19. Jahrhundert hinein in Deutschland keine Standesämter gab, sondern die Geburt der Kinder nur in den Kirchenbüchern dokumentiert wurde, wurde damit zugleich der Eindruck vermittelt: Taufe und Geburt sind eigentlich fast identisch. Eine Sicht, die noch heute in vielen Köpfen und Herzen herrscht und deutlich macht, wie viel Entwicklungsbedarf in diesen Fragen noch besteht.

Ebenso sollte man auch bei der ganz selbstverständlichen Aussage, dass alle Getauften Christen seien, Vorsicht walten lassen. Solches Denken und Sprechen ist auf der einen Seite ein Stück Vereinnahmung und auf der anderen Seite Vortäuschung von etwas, was eben nicht selbstverständlich ist. Zweifellos gründet das Christ-Sein in der Taufe, aber diese kann immer nur der Same oder die Wurzel sein, aus denen heraus sich bei entsprechender Förderung und innerem Mittun ein lebendiger Glaube entfaltet.

#### **2. Glaube ist im Grunde Beziehung**

Von seinem Ursprung her, in seinem Fundament, ist der Glaube Beziehung. Grundlegend ist weder ein theologisches Lehrgebäude oder Gedankenkonstrukt, noch eine Organisation bzw. Institution, sondern ein lebendiger Bezug zum dreifaltigen Gott. An dessen göttlichem Leben erhalten wir durch die Taufe Anteil.

Heute werden uns von neuem die Prozesse und Abläufe bewusst, die einen Menschen in dieses Leben des dreifaltigen Gottes hineinnehmen. Es sind diese grundlegenden – katechumenalen – Prozesse, welche vor dem Empfang der Sakramente die persönliche Beziehung zum Ursakrament – zu Jesus Christus – initiieren, auf den Weg bringen und lebendig werden lassen.

### **3. Zuspruch – Einwand – Beistand – Antwort:**

#### **Die Schritte des Hineinwachsens in eine lebendige Gottverbundenheit**

Dieser katechumenale Prozess des Hineingenommen-Werdens in eine persönliche Verbundenheit mit Jesus Christus und mit dem dreifaltigen Gott, vollzieht sich in der Regel in einem dialogischen Geschehen, dessen Schritte immer wieder in der Heiligen Schrift beschrieben werden:

Am Anfang steht immer die Zuwendung Gottes zum Menschen: Sein Anruf, Sein *Zuspruch*. Nicht ein Gebot, sondern Gottes Zuwendung legt den Grundstein zum Glauben. Ob es nun am Dornbusch ist, wo Mose diesen Zuspruch erfahren darf, oder ob es Maria ist, welche der Engel begrüßt: „Du bist voll der Gnade, der Herr ist mit dir“.

Die Reaktion auf diesen Zuspruch – in der Heiligen Schrift wie auch in unser aller Leben – sind häufig *Einwände*. Die Menschen reagieren auf diesen Zuspruch, der oft etwas Großartiges zum Inhalt hat und betroffen macht, indem sie ihre Ängste, Zweifel, Vorbehalte, Unsicherheiten und Widerstände zum Ausdruck bringen: Ich kann das nicht glauben; ich will mich nicht darauf einlassen; ich halte mich da zurück. So fragt Maria: „Wie soll das geschehen?“ Mose reagiert mit: „Such dir einen andern“. Jesaja erklärt, nicht würdig zu sein und Petrus bekennt „geh weg von mir, ich bin ein Sünder“. Die Hl. Schrift spricht immer wieder ganz offen davon, dass Menschen sich auf einen Prozess einlassen, in dem es Zweifel und Widerstand gibt. In der Bibel wird das menschliche „Aber“ nicht beschönigt und geglättet, sondern ausdrücklich thematisiert. In den biblischen Erzählungen und Gebeten haben Widerspruch und Zweifel einen festen Platz. Im Unterschied zu unserem Denken und Sprechen – etwa in Liturgie und Pastoral – gehören sie in der Bibel wie selbstverständlich mit dazu.

Dem Einwand des Menschen folgt von Seiten Gottes der *Beistand*. Der Engel sagt zu Maria nicht: So ernst war das nicht gemeint. Nein, der Engel verweist Maria darauf, dass die Umsetzung nicht ihre, sondern Gottes Sache sei: „Bei Gott ist nichts unmöglich.“ Und zur Ermutigung und Bestärkung wird Maria auf ihre alte Verwandte Elisabet verwiesen, die eine ähnliche Erfahrung gemacht hat. Ähnlich geht es Mose: Er bekommt seinen Bruder als Gefährten und Helfer an die Seite und den Stab in die Hand, mit dem er später das Wasser aus dem Felsen schlagen bzw. beim Zug durchs Rote Meer teilen wird.

Erst nach dieser Erfahrung göttlichen Beistands gibt der Mensch seine *Antwort*. Der am Anfang stehende Zuspruch wartet auf diese Antwort. Gott sehnt sich danach. Doch Widerstand und Zweifel dürfen sein, meist sind sie sogar ein wichtiger Zwischenschritt auf dem Weg zur Antwort „Ich bin bereit“. Maria sagt: „da bin ich“; Jesaja: „sende mich“.

Möchten wir heute Menschen einladen, Gott in ihrem Leben (neu) zu entdecken, müssen wir damit rechnen, dass diese Prozesse in den Eingeladenen ebenfalls ablaufen. Da dürfen z. B. Zweifel und Widerspruch nicht glatt gebügelt werden. Gefordert ist vielmehr unser Vertrauen, dass Interessierte und Suchende von Gott selbst angerührt werden. Das Entscheidende kann gar nicht von uns her herbeigeführt werden – es kann nur von Gott her geschehen. Er selbst wird dafür Sorge tragen und die Initiative ergreifen.

#### **4. „Hierarchie der Wahrheiten“ und Gradualität: den Prozesscharakter des Glaubens ernst nehmen**

Schon ein Blick auf die Jünger Jesu zeigt (über-)deutlich, dass die Bejahung der Botschaft Jesu und die Zustimmung zu Seiner Person alles andere ist als ein „Ja, alles klar“. In der Regel ist es ein existentielles Geschehen, ein Prozess, der mit viel Ringen und Kämpfen zwischen Ja und Nein verbunden ist.

Die ersten Jünger haben sich trotz ihrer langen Weg- und Lebensgemeinschaft mit Jesus angesichts des Leidens, Sterbens und der Auferstehung Jesu mit Seinem Weg sehr schwer getan. Nicht nur der „ungläubige“ Thomas rang, bevor er „Mein Herr und mein Gott!“ sprach. Auch den anderen fiel die Zustimmung nicht in den Schoß. Alle brauchten Zeit, bis sie ihr Ja-Wort geben konnten.

Eigentlich ein ermutigendes Faktum: Geht es doch den Suchenden und Glaubenden von heute oft ähnlich. Zweifellos gibt es immer wieder Halbherzigkeiten und falsche Kompromisse. Grundsätzlich aber gilt: Christ ist man nicht – Christ wird man. – Nachfolge Jesu fordert heraus. Ja, es ist sogar gefährlich, wenn sich Menschen fertig und am Ziel wähnen.

Natürlich kann diese Perspektive als Akzeptanz von Halbherzigkeit missverstanden werden. Lässt sich aber nicht auch eine Parallele zur Mahnung des Konzils ziehen, in der Ökumene die „Hierarchie der Wahrheiten“ zu beachten?<sup>10</sup> Zweifellos haben wir einen riesigen Schatz des Glaubens, der viele Wahrheiten enthält. Doch stehen diese – so das Konzil – nicht gleichrangig nebeneinander. Diese Sicht ermöglicht einen neuen Blick auf die gemeinsamen Grundüberzeugungen. So sind wir z.B. mit unseren evangelischen Brüdern und Schwestern im Credo so gut wie eins, in anderen Dingen sind wir es nicht. Wie bedeutsam die Gemeinsamkeiten sind, sollen und dürfen wir bei allen konfessionellen Gegensätzen nicht aus dem Blick verlieren.

Gilt die Beachtung der „Hierarchie der Wahrheiten“ nicht auch für die Pastoral: Was ist zentral für die Verkündigung des Glaubens? Was sind die eigentlichen Grundwahrheiten? Was ist vor allem anderen wichtig, damit ein Mensch Gott Vertrauen schenken und sich auf Ihn einlassen kann?

In „Evangelii Gaudium“ weist auch Papst Franziskus auf diese Perspektive hin, wenn er etwa betont, dass eine Seelsorge unter missionarischen Gesichtspunkten nicht unter dem Zwang zusammenhangloser Vermittlung einer Vielzahl von Lehren stehen dürfe. Vielmehr soll sich die Verkündigung auf das Wesentliche konzentrieren. Um das Eigentliche des Evangeliums auszudrücken, seien einige Glaubensinhalte wichtiger. Ohne dadurch an Tiefe und Wahrheit einzubüßen, vereinfache sich dabei die Aussage so, dass sie durch die Konzentration überzeugender und strahlender werde.<sup>11</sup> Auch das von der letzten Bischofssynode benannte Gesetz der Gradualität gehört in diesen Zusammenhang.

Die Religionspädagogik spricht an dieser Stelle von Elementarisierung und betont, dass zunächst und vor allem die Grundelemente des Glaubens herauszustellen sind. – Meines Erachtens müssen wir gerade im Bereich der grundlegenden Schritte des Hineinwachsens in den Glauben noch viel Erfahrung sammeln.

#### **5. „Da – Du – JA“: Die Grundbotschaft des Glaubens kurz und knapp**

Vor einigen Jahren forderte ein Politiker, die private Steuererklärung so zu vereinfachen, dass sie auf einen Bierdeckel passe. Ich kann nicht sagen, ob das wirklich möglich ist. Doch hat mich diese politische Forderung inspiriert, darüber nachzudenken, ob nicht auch die Grundbotschaft des Glaubens auf einen Bierdeckel passen sollte. Mir sind dabei die drei Worte „Da – Du – Ja“ als die wesentliche und zentrale Botschaft des Glaubens bewusst geworden:

„DA“: Gott ist da. Gott ist da zu allen Zeiten. Er ist uns heute genauso nah, wie Er in früheren Zeiten Seinem Volk nahe gewesen ist.

Dieser Gott bietet uns das *DU* an. ER lädt jede und jeden ein, Ihn wirklich als Gegenüber zu sehen. Er ist ganz da für uns.

Und Gott sagt *JA* zu mir, und zwar von Anfang an: Ich hab dich bei deinem Namen gerufen, ohne Wenn und Aber, wird den Menschen schon im Alten Testament zugesprochen.

Aber Er lädt auch seinerseits dazu ein, sich wirklich ganz auf Ihn hin auszurichten. Er möchte, dass auch ich zu Ihm *DU* sage, *DU* Vater, *DU* Abba, Dir vertraue ich. Er wünscht sich, dass ich so einen persönlichen Bezug, eine persönliche Verbundenheit entdecke und finde, dass ich Ihm dann auch aus vollem Herzen mein *JA*-Wort schenke.

Ich glaube, dass die drei Worte „*DA - DU - JA*“ so etwas wie das Fundament der Beziehung Gottes zum Menschen und der Beziehung des Menschen zu Gott sind. Und die Grundwirklichkeiten des Credo – Gott, Schöpfung, Vergebung, ewiges Leben – benennen die Wirklichkeiten, die es uns ermöglichen, auf Gottes Jawort unsererseits mit *JA* zu antworten.

## **6. Einander dienen und sich miteinander versöhnen**

Wenn Menschen von dieser Grundbotschaft des Glaubens, richtiger: von Gottes bejahender Liebe, innerlich berührt werden, kommt in der Regel ein Stein ins Rollen. „Im Laufe des Tages denke ich wesentlich öfter als früher an Gottes Gegenwart und immer wieder frage ich mich, was Jesus wohl jetzt an meiner Stelle tun würde“, bekunden z. B. viele Menschen am Ende eines Glaubenskurses. Die Erfahrung der alle Vorstellungen übersteigenden Zuwendung Gottes lädt fast unweigerlich ein, das Empfangene mit anderen zu teilen und weiterzugeben.

Konkret führt das innere Bewusstsein der persönlichen Zuwendung Gottes bei den Betroffenen dann auch dazu, weniger um sich selbst zu kreisen, dem Mitmenschen mehr Aufmerksamkeit entgegen zu bringen, ihm mit Bejahung zu begegnen. Mit der Erkenntnis ist natürlich noch nicht die Umsetzung erfolgt. Das ist und bleibt zweifellos eine Herausforderung, ein lebenslanger Weg. Aber der erste Schritt ist getan<sup>12</sup> – nach Aristoteles die Hälfte des Ganzen. Und alle kirchliche Caritas, alle praktizierte Glaubens-Gemeinschaft und Versöhnungskultur schöpft aus dieser Quelle.

## **7. „Zeugen gesucht“**

Nach Unfällen oder ähnlichen Ereignissen heißt es immer wieder „Zeugen gesucht“. Zeugen haben das Geschehen selbst erlebt und können dieses bekunden. Ein Sachverständiger kann zwar etwas genau untersuchen und darlegen. Doch hat er eine Distanz zu dem Geschehen und muss diese im angeführten Beispiel auch haben. Der Unfall muss und soll ihm persönlich nichts bedeuten.

Auf die Glaubensweitergabe übertragen heißt dies: Die Botschaft des Evangeliums braucht Zeugen<sup>13</sup>. Im Idealfall sind die Sachverständigen des Glaubens (anders als bei Unfällen) zugleich auch Zeugen des Glaubens, aber das ist (leider) nicht selbstverständlich. Wir brauchen Zeugen, die die Kraft des Evangeliums, die Grundlagen und Wahrheiten des Glaubens, das „*DA, DU, JA*“, auch in und mit ihrem Leben verkünden. Wenn Menschen zukünftig den Glauben (neu) entdecken und kennenlernen, dann wird das nicht durch Veröffentlichung von allen möglichen Büchern und Schriften, und schon gar nicht durch irgendwelche noch so ausgefeilten Werbemethoden geschehen, sondern vor allem anderen durch lebendige Zeugen.<sup>14</sup>

Wir brauchen Christen, die die vielfältigen Ängste, Zweifel und Herausforderungen auf dem Weg des Glaubens selbst kennen, die dabei eigene Erfahrungen im Glauben gemacht haben, die dem Ringen und Kämpfen ihrer Mitmenschen nicht nur Verständnis entgegenbringen, sondern auch glaubwürdig berichten können, was bzw. wer ihnen in all dem geholfen hat. Ohne dieses Verständnis und dieses Zeugnis werden Menschen, die sehr genau um ihr eigenes Zweifeln und Kämpfen wissen, der christlichen Botschaft weder Interesse noch Gehör entgegenbringen.



Madeleine Delbr el sprach davon, dass man andere in ihrer Glaubenslosigkeit nur verstehen kann, wenn man als gläubiger Mensch die eigenen „Gleichgewichtsst orungen“ im Glauben bei sich wahrgenommen hat und von den Krisen, die der Glaube durchmacht, weiß. Erst wenn man die Ängste durchgemacht und hinter sich gelassen hat, sei es möglich zu verstehen, was in nicht-glauben-k nnenden Menschen geschieht, weil sie eben solche Ängste erleben und von solchen Schwierigkeiten gefesselt sind. Ohne dies bleibe für die meisten Menschen von heute der Zugang zum Glauben verschlossen.<sup>15</sup>

## **8. Persönliche Entscheidung**

In einer Zeit der Volkskirche und noch mehr in einer Zeit der Staatskirche gab es keine Alternativen dazu, einer Kirche zugehörig und Christ zu sein. Ob jemand sich taufen ließ, sich als Christ verstand oder nicht, war keine Frage, die es zu beantworten galt. Es war einfach so. Eine persönliche Entscheidung war erst in Fragen wie Priesterweihe oder Klostereintritt gefordert.

Da aber Beziehung und Vertrauen untrennbar zum Glauben gehören, bedarf der Glaube auch der ausdrücklichen Entscheidung: Ich vertraue Dir, Gott. Auch in dunklen Zeiten sage ich JA zu Dir. Eine Haltung und Lebenseinstellung, zu dem sich ein Mensch nur in Freiheit entscheiden kann. Vertrauen kann man einem anderen zwar vorleben, man kann versuchen, ihn dafür zu werben, ihn vielleicht mit dem eigenen Vertrauen anzustecken, aber entscheiden muss der andere dann selbst. Da können Eltern ihren Kindern das Beste im Glauben mitgeben, doch sie können ihre Kinder immer nur an den Punkt führen, an dem sich diese in Freiheit selbst entscheiden, ob sie sich den Glauben zu eigen machen und für sich mit Leben f llen oder nicht.

Die Freiheit ist für Kinder wichtig, um wirklich erwachsen zu werden, sowohl in Lebens- wie in Glaubensfragen. Diese Grenze zu spüren, ist manchmal für Eltern sehr schmerzlich – nicht nur, wenn die Kinder eigene Wege gehen. Aber einzig die freie Entscheidung ist der Würde des Menschen angemessen. Sonst ist der Mensch letztlich eine Marionette, die das tut, sagt und denkt, was andere wollen. Geschaffen als Abbild Gottes sind wir Menschen aber weder Marionetten in der Hand von Mitmenschen noch Marionetten in der Hand Gottes.

## **9. Erwachsene als Hauptadressaten der Katechese**

Aus dieser Erkenntnis heraus sprechen die kirchlichen Texte der letzten Jahrzehnte immer deutlicher davon, dass Erwachsene die Hauptadressaten der Katechese sind.<sup>16</sup>

Papst Johannes Paul II. sprach schon 1979 in seinem Apostolischen Schreiben „Catechesi Tradendae“ unter der Überschrift „Quasi-Katechumenen“ davon, dass gerade auch getaufte Erwachsene, die nie in den Glauben eingeführt oder weitergebildet wurden oder die sich von jeder religiösen Praxis entfernt hatten, noch als Erwachsene in gewisser Weise Katechumenen sind und als solche einer besonderen Aufmerksamkeit und Sorge bedürfen<sup>17</sup>.

Unter der Überschrift „Erwachsene“ verweist der Papst auf die Notwendigkeit der stetigen Fortsetzung der Katechese ins Erwachsenenalter hinein. Ja, die Erwachsenenkatechese sei sogar die hauptsächliche Form der Katechese, da sie sich an Personen richte, welche die größte Verantwortung und Fähigkeit besäßen, die christliche Botschaft in ihrer voll entwickelten Form zu leben<sup>18</sup>.

Ziel aller Katechese ist das menschliche JA zu Gott, zu Jesus Christus. Erst Erwachsene können mit der dazu notwendigen Freiheit und Kraft zur Selbstbestimmung solch ein Ja-Wort wirklich sprechen und vollziehen.

Wir alle nehmen doch die Aussagen von Kindern, dass sie später den oder die heiraten (oder ins Kloster gehen wollen) als durchaus ernst gemeinte, aber eben doch nur kindliche Aussage. Und es ist etwas anderes, wenn jemand dann mit 19, 20 oder 25 sagt, so, „und das tue ich jetzt“. Da spürt man: Jetzt wird es ernst. Ob es um die Partnerwahl, die Hochzeit, den Eintritt in eine

Ordensgemeinschaft oder den Wunsch Priester zu werden geht: Erst Erwachsene können diesen Akt vollziehen, können eine ernsthafte, überlegte und (hoffentlich) dauerhafte Entscheidung treffen. Dementsprechend muss auch unsere Glaubensverkündigung Erwachsene in ganz neuer Weise ansprechen, fördern und fordern. Es gilt, die Voraussetzungen zu schaffen, damit diese tatsächlich eine derartige Entscheidung fällen können.

#### **10. „Missionarisch Kirche sein“ beginnt bei uns selbst**

Der Prozess der Glaubensweitergabe und damit auch die Zukunft eines lebendigen christlichen Glaubens in säkularer Umgebung, beginnt nicht mit einem Schritt nach „draußen“, sondern mit der persönlichen Aneignung und Selbstvergewisserung. Missionarisch sein heißt nicht zuerst, die (wieder) „in die Kirche zu bekommen“, die nicht mehr gehen oder noch nie dabei waren. Missionarisch sein beginnt damit, zunächst einmal die Menschen mitten in der Gemeinde darin zu unterstützen, eine persönliche Verbundenheit mit Gott kennenzulernen, in diese hineinzuwachsen und sie zu leben. Missionarische Pastoral beginnt also mit einem Schritt nach innen.

Und in dem Maße, wie Menschen ihren Glauben dann leben, werden sie ihn auch ausstrahlen. Sie werden ansprechbar und ansprechend für andere. Viele in unserem Land sagen: „Ich glaube nichts und mir fehlt nichts.“ Dies ist durchaus ernst zu nehmen. Jemanden, der keinen Durst hat, kann ich nicht an eine Tränke schleppen und sagen ‚jetzt trink mal‘, oder übertragen: ‚jetzt lies mal in der Bibel und komm mal in den Gottesdienst‘. Der Angesprochene muss eigentlich erleben, dass andere Leute freudig trinken – sich davon anstecken lassen und so selbst Durst bekommen.

Auch für die Weitergabe des Glaubens gilt der bekannte Satz von Antoine de St. Exupery: „Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Männer zusammen um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“<sup>19</sup>

#### **11. Schule des Betens**

In diesen Zusammenhang gehört auch die Notwendigkeit einer Schule des Betens. Es braucht Orte und Möglichkeiten, in ein persönliches Beten und damit auch in einen persönlichen Glauben hineinzuwachsen. Zurückblickend auf meine Kindheit und Jugend freue mich über das, was meine Eltern mir im Beten vorgelebt und nahe gebracht haben. Aber ich weiß, dass es für mich als Erwachsener ganz wichtig war, dass ich dann eine eigene Form, meine Form des Betens und meine Form des vertrauenden Umgangs mit Gott gefunden hatte. Gerade das Beten muss mit meinem eigenen Leben zu tun haben. Es ist mehr und anderes als das Pflegen und Weiterführen von Traditionen und noch so guten Gewohnheiten, von Vorschriften und Pflichten.

### **IV. „Kopernikanische Wenden“ in Selbstverständnis und Pastoral**

Der Umbruch erschüttert zum Teil bis in die Wurzeln. Nicht nur als Einzelne, auch als Kirche werden wir herausgefordert, uns dem Wandel zu stellen, Glauben und Leben in vielfacher Hinsicht mit neuen Augen zu sehen. Es gilt, sich vom Ursprung her über manche Gewichtungen und Prioritäten neu klar zu werden – ähnlich des neuen Blicks auf Erde und Sonne, den einst Kopernikus gewann – und die gewonnenen Einsichten dann pastoral entsprechend umzusetzen.

#### **1. Evangelisierung geht nicht zuerst nach außen, sondern nach innen**

Kirche ist von ihrem Wesen her evangelisierend und missionarisch. Und viele sind auch heute bereit, die missionarische Arbeit nach außen zu unterstützen. Doch bevor wir bei uns vor Ort, in unseren Gruppen und Gemeinden nach außen evangelisierend und missionarisch werden können, ist eine ehrliche Bestandsaufnahme des eignen Christseins gefordert: Ist das, was wir weitergeben wollen, auch wirklich mit Leben gefüllt und lebendig? Am Anfang steht die Selbstevangelisierung,

heißt es schon in „Evangelii nuntiandi“.<sup>20</sup> Missionarisches Wirken setzt eine „innerkirchliche Transformation“ voraus.

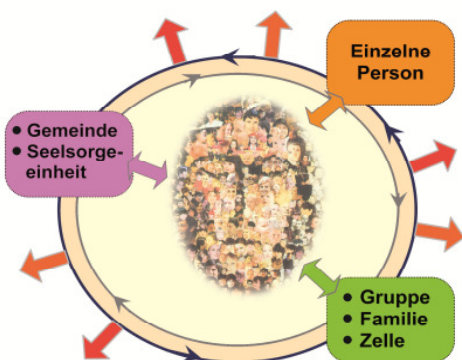
Wenn wir Menschen für den Glauben begeistern und ermutigen wollen, dann gehören natürlich Inhalte dazu. Aber diese Inhalte müssen mit Leben gefüllt sein und damit für andere erfahrbar werden. Kein Buch, kein noch so guter Flyer kann Ersatz für ein lebendiges, von Herzen kommendes Zeugnis sein. Nur dass, was wir selbst als wertvoll erfahren haben und was uns innerlich erfüllt, können wir überzeugend an andere weitergeben. Ganz deutlich wird dies bei den Emmausjüngern, die zunächst Jerusalem, den Ort ihrer größten Enttäuschung, verlassen. Nach der Begegnung mit Jesus Christus, der in ihnen neu lebendig wird, sind sie dann aber bereit zurück zu kehren, um die in Jerusalem Verbliebenen an ihren neuem Leben teilhaben zu lassen.

## 2. katechumenatsähnliche Glaubenswege für Erwachsene

Neu das ABC des Glaubens lernen, forderte Kardinal Kasper schon vor Jahren als zentrale Aufgabe für die Zukunft von Glaube und Kirche<sup>21</sup>. Es gilt, den Glauben von seinen Quellen und Wurzeln her neu zu (be-)leben. Ausdrücklich thematisiert werden diese Quellen und Wurzeln im Katechumenat, dem Weg der Vorbereitung auf die Taufe. Vieles, was Erwachsenen im Prozess der Vorbereitung auf ihre Taufe vermittelt wird, ist den bereits Getauften aber nicht unbedingt vertraut. Daher brauchen diese Erwachsene ebenfalls ein ähnliches, regelmäßig durchgeführtes Angebot, damit auch sie sich die im Katechumenat vermittelten Grundlagen innerlich aneignen können.

Wir machen die schmerzliche Erfahrung, dass selbst von den etwa 5.000 Erwachsenen, die sich jedes Jahr taufen lassen, viele schon nach 18 Monaten keinen lebendigen Bezug mehr zur Gemeinde haben. Forscht man nach dem Grund, zeigt sich, dass sie häufig mit dem was sie im Katechumenat schätzen gelernt und als wertvoll erfahren haben, in der Gemeinde keinen Raum und keine Anknüpfungsmöglichkeiten finden. Nicht selten kommen sie sich als Exot vor, weil sie über ihren Glauben und dessen Bezug zu ihrem Leben reden möchten – wie sie es ja bei ihrer Vorbereitung auf die Taufe gelernt haben – und dann die Erfahrung machen müssen, dass in der real existierenden Gemeinde das, was ihnen auf ihrem Weg in den christlichen Glauben wichtig war, keinen Raum und kaum Bedeutung hat.

Das verdeutlicht die Notwendigkeit, nicht nur Haltungen, sondern auch pastorale Strukturen zu ändern. Vor allem das Verhältnis von Kinderkatechese und Erwachsenenkatechese ist neu zu bedenken. Mich erfüllt mit großem Schmerz, dass die Textsammlung zum diesjährigen Dialogprozess in Magdeburg das Thema Erwachsenenkatechese nicht ausdrücklich benennt<sup>22</sup>. Ich persönlich denke, dass die Hinwendung zum Erwachsenen immer mehr an Gewicht gewinnen muss, dass mehr katechetische Angebote notwendig sind. Wird doch an dieser Stelle wesentlich über die Lebendigkeit und Kraft künftigen Glaubens entschieden.



In nebenstehendem Schaubild wird das anschaulich: Christus in der Mitte strahlt auf alle drei Bereiche aus: auf die einzelne Person, auf Gruppe / Familie (Hauskirche) wie auch auf Gemeinde/ Seelsorgeeinheit. Nur in dem Maße, wie Jesus Christus in allen drei Bereichen zur Mitte, zum zentralen Bezugspunkt wird, kann Kirche auch nach außen ausstrahlen und missionarisch sein (Pfeile nach außen).

Für Außenstehende muss spürbar werden: Hier werden nicht primär Traditionen und Strukturen gepflegt – hier ist Christus gegenwärtig und lebendig. In dem Maße wie Jesus Christus immer mehr zum Zentrum wird, strahlt Glaube aus und kann nach außen treten.

Glaubenskurse sind eine bewährte Möglichkeit, solche Prozesse in Gang zu setzen bzw. zu intensivieren. Die weit verbreitete Bezeichnung „Kurs“ mag manchen irritieren, weil sie zu sehr an Schule oder Wissensvermittlung denken lässt. Doch es geht in diesen Kursen primär nicht um Wissensvermittlung. Das Herzstück von „existenzbezogenen“ Glaubenskursen<sup>23</sup> oder – wie wir lieber sagen – Glaubenswegen ist nämlich die Einladung an die erwachsenen Teilnehmer, sich persönlich auf die angesprochenen existentiellen Glaubensprozesse einzulassen, welche in die christliche Grunderfahrung des von Gott Bejaht- und Gerufen-Seins führen und eine lebendige Beziehung zu IHM fördern möchten.

#### **a) Katechumenatsähnliche Glaubenswege als regelmäßiges Angebot im Nahbereich**

Menschen sind nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise für Gottes Wort, für die Botschaft des Glaubens ansprechbar. Daher wird es für eine missionarische Pastoral immer wichtiger werden, vor Ort regelmäßig solche Grundkurse anzubieten. Wenn in Menschen existentielle Fragen aufbrechen, sollten Christen und Zeugen präsent sein, die die Botschaft des Glaubens vermitteln können und die Kirche als (bisher vielleicht gar nicht wahrgenommene) Wegbegleiterin ins Blickfeld kommen lassen.

Ob es das Staunen der Eltern und Großeltern über das kleine Kind ist, das immer wieder spüren lässt: hier begegnet einem mehr als das, was Vater und Mutter in Zeugung und Empfängnis dazu beigetragen haben. Oder ob es existenzielle Krisen oder Verluste sind: Solche Erfahrungen, solche Fragen nach dem Leben, nach dem, was im Grunde das menschliche Leben ausmacht, brechen oft unerwartet auf – auch in Menschen, die über lange Zeit erklärten, dass sie das Ganze, und vor allem die Frage nach Gott, nicht berühre.

In solchen Situationen ist es wichtig, dass es Menschen gibt, die dies aufgreifen, die aus eigener Erfahrung berichten können, wie ihnen in ähnlichen Situationen ein solcher Kurs geholfen hat, zu einer existentiellen Vertiefung ihrer Gottverbundenheit zu finden. Dass es angesichts der brennenden Fragen und Erfahrungen wichtig ist, dass Interessierte zeitnah zu einem solchen Kurs eingeladen werden können, ergibt sich von selbst.

Das regelmäßige Angebot ein und desselben katechumenalen Glaubensweges im Nahbereich quasi als „Grundkurs“ ist deshalb sowohl für das geistliche Profil einer Gemeinde, wie für eine missionarische Pastoral von großer Bedeutung. Hauptzielgruppe dieser Grundkurse sind sowohl Gemeindemitglieder, wie auch fragende und suchende Menschen. Das Miteinander beider Gruppen behindert nicht, sondern bereichert beide. Zur Zielgruppe gehören dagegen nicht (was leider oft nicht beachtet wird) die Teilnehmer früherer Kurse. Für diese sind eigene, den Erstimpuls vertiefende Angebote nötig.

#### **b) Entscheidend für das Gelingen sind persönliche Kontakte und Einladungen**

Es bedarf der Pflege des Persönlichen. Umfragen nach Glaubenskursen ergeben in der Regel, dass für die Teilnehmer das Miteinander, der Austausch mit anderen, das Gespräch über den Glauben im Kurs das Wichtigste war.

Ebenso wichtig ist der persönliche Kontakt im Vorfeld eines solchen Kurses. Die meisten Menschen, die zu einem Glaubenskurs kommen, tun dies nicht aufgrund von Zeitungsanzeigen oder ähnlichem, sondern weil sie von anderen Menschen persönlich eingeladen oder auf den Kurs aufmerksam gemacht worden sind. Natürlich ist ein ansprechend gestalteter Flyer wichtig und für die notwendigen Informationen hilfreich. Für den Entschluss zur Teilnahme ist aber in der Regel nicht der Flyer, sondern die persönliche Ansprache von entscheidender Bedeutung.

### **3. Alles sind Gesandte: eine veränderte Sicht der Teilhabe am Priestertum Jesu Christi**

Seit Seinem Tod und Seiner Auferstehung ist Jesus Christus der eigentliche und einzige Priester. Nicht nur die Geweihten, sondern alle Getauften haben auf je eigene Weise an diesem einen Priestertum Anteil. Im Taufritus wie bei der Firmung kommt dies deutlich zum Ausdruck.

Wir alle sind gerufen, all das, was wir in Schöpfung und Taufe empfangen haben, mit Leben zu füllen, zu bezeugen und mit anderen zu teilen: die Verbundenheit mit dem dreieinigen Gott, Seine Zuwendung zu uns und Seine erlösende und heilbringende Gegenwart in allen Bereichen des Lebens.

Das wurde nicht immer so gesehen. „Bis zum II. Vatikanischen Konzil ... wusste man über den Priester viel, über den Laien recht wenig zu sagen. Im Grunde wurde der Laie vom Priester her definiert; er wurde – wie es in einzelnen Dokumenten schlicht hieß – als Nicht-Priester verstanden. Dies änderte sich fundamental mit dem Konzil, das einen positiven Zugang zur Definition des Laien in der Kirche fand. In der Dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* aus dem Jahr 1964 heißt es nun: ‚Unter der Bezeichnung Laien sind hier alle Christgläubigen verstanden..., die, durch die Taufe Christus einverleibt, zum Volk Gottes gemacht und des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi auf ihre Weise teilhaftig, zu ihrem Teil die Sendung des ganzen christlichen Volkes in der Kirche und in der Welt ausüben.‘ (LG 31)<sup>24</sup>.

Vinzenz Pallotti, der Gründer meiner pallottinischen Gemeinschaft, betonte bereits Mitte des 19. Jahrhunderts (in Zeiten großen Priesterüberschusses) das „Apostolat der Laien“. Die zu seiner Zeit ungewohnten Gedanken gehören inzwischen zum kirchlichen Selbstverständnis. Im Dekret über das Laienapostolat<sup>25</sup> hat das Konzil klar zum Ausdruck gebracht, dass Glaubensweitergabe nicht nur Aufgabe und Berufung von Papst, Bischöfen und Priestern ist. Die Mitwirkung am Heilswerk Jesu Christi und damit auch bei der Weitergabe des Glaubens ist vielmehr eine ursprüngliche Berufung aller Getauften.

Was ist aber dann Aufgabe und Sendung des geweihten Priesters (und Bischofs)? Hauptaufgabe des Geweihten ist die Förderung des gemeinsamen Priestertums aller Getauften. Die Geweihten stehen im Dienst an den Gliedern des Volkes Gottes. Der Priester ist gerufen, gesandt und bevollmächtigt, die Verbundenheit jedes Einzelnen mit Gott zu vermitteln, zu fördern und zu schützen. – Eine Sicht, die bei vielen bis heute noch nicht in die Köpfe und Herzen vorgedrungen ist.

Hans Urs von Balthasar veranschaulichte am Bild von Ritter und Knappe bereits in den frühen 50er Jahren<sup>26</sup> den mit dieser Sicht verbundenen Perspektivwechsel:

Danach waren die Bischöfe und Priester über viele Jahrhunderte hinweg die Ritter, die an der Front standen, die z. B. mit den weltlichen Gewalten wie Kaiser, Landesfürst oder Bürgermeister um die Akzeptanz der christlichen Botschaft und die rechte Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens rangen. Das Volk, die Knappen, stärkten den Geweihten in diesem Kampf den Rücken und unterstützten ihre Frontkämpfer auf vielfältige Weise.

Der säkulare Umbruch – so von Balthasar – stellt die ursprüngliche Zuordnung wieder her. – Denn heute – in nachvolklichkirchlicher Zeit – sind nicht mehr die Geweihten die kämpfenden Ritter, sondern die vielen Männer und Frauen, die in den Herausforderungen ihres Lebens, in Alltag und Beruf, in Familie und Nachbarschaft, am Arbeitsplatz und in der Freizeit ihren Glauben leben und Gottes Gegenwart bezeugen. Sie stehen in vorderster Front. Priester, Diakone und Bischöfe sind dann die Knappen, die den Glaubensrittern von heute zu dienen haben.

Der inzwischen emeritierte Erfurter Bischof Wanke greift von Balthasars Bild vom Ritter und den diesen begleitenden Knappen bzw. Waffenträger auf und führt dazu aus: „Kämpfen muss der Ritter – der Waffenträger kann ihm nur die Waffen reichen-, die der Ritter im Augenblick am dringlichsten braucht. Das Bild ist zwar etwas militaristisch, aber in der Sache sehr zutreffend, zudem durchaus biblisch. Die Christusgläubigen, die ‚christifideles‘ sind es, die in Welt und Kirche das Licht des

Evangeliums auf den Leuchter zu stellen haben – Diakone, Priester und Bischöfe einschließlich Papst können ihnen dabei nur die „Waffen“, sprich: das österliche Licht darreichen bzw. ihnen durch Wort und Sakrament und allerlei weiteren seelsorglichen Beistand helfen, dieses Licht Christi im Herzen zu bewahren und immer neu zu entfachen. Und umgekehrt gilt: Der kämpfende Ritter kann sich nicht hinter seinem Knappen verstecken. Er muss vorangehen. Er muss die Gestalt des Christseins ausprägen, die in seiner Zeit das Evangelium zum Leuchten bringt. Er selbst also ist gefragt, mit seinem Glaubensmut, mit seiner missionarischen Phantasie, mit seiner ganz persönlichen Liebe zum Herrn, die ihn im Kampfgetümmel der jeweiligen Zeit und Stunde nicht erlahmen lässt. Das ist die rechte Sicht des Verhältnisses von Amtsträgern und Getauften, wobei ich (d.h. Bischof Wanke, d. Verf.) aus eigener seelsorglichen und kirchlichen Praxis weiß, dass das leider nicht immer so ist. Es gibt Knappen, die machen sich manchmal wichtiger als die Ritter, oder meinen gar, sie könnten allein die Schlacht schlagen.“<sup>27</sup>

Wie weit wir von der Umsetzung dieser veränderten Sicht noch entfernt sind, braucht nicht näher ausgeführt werden. Der Umbruch, die säkulare Gesellschaft fordert uns aber nicht zuletzt hier zu einem grundlegenden Perspektivwechsel heraus.

## **V. Zusammenfassung - Perspektiven und Konsequenzen**

### **1. Den Wandel ernst nehmen**

Wandel und Umbruch sind keineswegs ein über uns hereingebrochenenes Schicksal, gegen das sich nichts machen lässt. Bei allem Schmerz und Schrecken kann uns der Umbruch zugleich die Augen für Neues öffnen. Er kann auf versteckte Mängel hinweisen, die in Zeiten der Volkskirche überdeckt oder vergessen waren. Auch wenn viel, was durch den Wandel verursacht wird, nicht den Wegen und Weisungen Gottes entspricht, ist es für eine fruchtbare Zukunft von Glaube und Kirche wichtig, den gesellschaftlich kirchlichen Umbruch nicht zu verteufeln, sondern nach Gottes Gegenwart, nach seiner Botschaft und Wegweisung zu suchen und zu fragen.

### **2. Beziehungspflege**

Glaube ist zu allererst Beziehung. Eine persönliche Vertrautheit mit Gott möglich machen und leben-, ist elementar. Die Grundbotschaft des Glaubens, das DA, DU und JA immer wieder mit Leben zu füllen, ist für das Leben ebenso wichtig wie Wasser und Luft. Wo solches geschieht, wird man in all dem Wandel immer mehr Gott und Seiner Gegenwart trauen, wird man nach Seinen Wegen suchen, wird sich Seine Gegenwart immer mehr wie ein roter Faden durch alle Bereiche kirchlich gemeindlichen Lebens ziehen.

### **3. Glaube braucht Freiheit und persönliche Entscheidung**

Die über Jahrhunderte gegangenen und vielfach bewährten Wege ins Christ-werden und Christ-sein führen nicht mehr zum Ziel. Auch wenn es hier und dort noch Reste und Schatten von katholischem Milieu oder einer volkskirchlich-christlichen Mentalität gibt: Sie besitzen nicht mehr die Kraft und Lebendigkeit, die für eine existentielle Aneignung des Glaubens und das Wachsen einer gottverwurzelten Existenz nötig sind.

In den Glauben wächst man nicht mehr „automatisch“ hinein – er steht zur Wahl - als eine Möglichkeit unter vielen. Christ-sein wird immer mehr eine Aufgabe und Frage der persönlichen Entscheidung. Damit verändern sich auch die Schwerpunkte der Katechese. Kinder brauchen ein Hineinwachsen in den Glauben. Wo sie in ihrer Familie gute Erfahrungen machen, suchen sie oft danach und spüren etwas von der Freude des Glaubens. Ebenso begegnet ihnen bei ihren Altersgenossen, im Freundes- und oft auch im Familienkreis aber auch Fremdheit und Ablehnung dem Glauben gegenüber. Schon Kinder müssen wissen und spüren, dass zum Glauben Freiheit und Entscheidung gehören. Und Glaube und Kirche werden nur in dem Maß lebendig werden bzw.

bleiben, wie sich diese Kinder dann als Erwachsene in aller Freiheit diesen Glauben tatsächlich zu Eigen zu machen. Der damit verbundene Prozess soll und darf Erwachsenen nicht vorenthalten werden. Der Umbruch macht unübersehbar bewusst, dass der christliche Glaube nie allein auf Milieu und Tradition gründet, sondern immer auch mit der persönlichen Entscheidung verbunden ist. Für die Zukunft von Glaube und Kirche ist die Förderung dieser existentiellen Dimension von ganz zentraler Bedeutung.

Als Projektstelle „Wege erwachsenen Glaubens“ machen wir bei Glaubenskursen immer wieder die Erfahrung, wie gerne Angebote angenommen werden, die den Einzelnen in einen solchen Prozess führen und die eigene Entscheidung herausfordern und unterstützen. Wo dies Raum bekommt, geht durch viele Menschen ein Ruck, geschieht Vertiefung, manchmal sogar der Durchbruch: Gott ist wirklich der Quell des Lebens und dieses Leben will Er uns schenken. Er möchte in jedem und jeder von uns die Quelle zum Sprudeln bringen.

#### **4. Katechumenale Glaubenswege als Gebot der Stunde**

Solch katechumenale Glaubenswege sind für die Pastoral ein Gebot der Stunde. Es braucht Orte, wo existentielle Glaubensprozesse für suchende und fragende Menschen möglich sind. Im heutigen Umbruch Gott zu suchen und zu entdecken, ist und bleibt eine persönliche und pastorale Aufgabe und Herausforderung. Wo diese angenommen wird und entsprechende Schritte unternommen werden, kommt ein Stein ins Rollen, da beginnt Wachstum, da wird Kirche auch missionarisch und diakonisch. Beginnen muss dies in den Herzen vieler, die sich persönlich davon ergreifen lassen und deren Zeugnis ausstrahlt.

#### **5. Glaubensweitergabe als Berufung aller Getauften**

Glaubensweitergabe ist Sendung eines jeden Christen, einer jeden Christin und nicht nur Aufgabe der Geweihten. Aufgabe der Letzteren ist vor allem der Dienst am gemeinsamen Priestertum aller Getauften. Sie sind gerufen und gesandt, Brücken zu bauen, die Verbundenheit mit Gott zu vermitteln und zu fördern. Sie sollen die Gläubigen unterstützen und fördern, damit diese tatsächlich glaubwürdige Zeugen dessen werden, was sie in der Taufe empfangen haben. Im Gesamt der vielfältigen Bemühungen um die Weitergabe des Glaubens wird das konkrete Erfahren glaubwürdiger Zeugen für die missionarische Kraft und Dynamik kirchlichen Lebens von entscheidender Bedeutung sein.

#### **6. Der Wandel braucht Kundschafter und Wegbereiter**

Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, dass die mit dem benannten Perspektivwechsel verbundenen Veränderungen nicht in einem breiten pastoralen Prozess möglich sind, der sofort alle mit auf den Weg nimmt. Auch hier gilt es, in Schritten und Etappen zu denken und zu handeln. Veränderungsprozesse brauchen so etwas wie einen Vortrupp. Schon Mose sendete zunächst Kundschafter aus (Num 13/14). Sie sollen Erfahrungen sammeln und „Anschauungsmaterial“ mitbringen: Früchte, die andere auf den Geschmack bringen und ermutigen.

Auch heute braucht pastoraler Wandel eine Art „Vorhut“: Interessierte, die im Wandel Glaubenserfahrungen sammeln. Es bedarf einer Gruppe von Menschen, die sich in einer Gemeinde, in einer Seelsorgeeinheit dem Umbruch stellt, persönlich mit katechumenalen Glaubenswegen vertraut macht, den damit verbundenen Prozessen auseinandersetzt und so quasi das Neuland erkundet. Wie die Kundschafter im Alten Testament von dem Land, in dem Milch und Honig fließen, erzählen, können diese Menschen erzählen, dass die Vertrautheit mit Gott erfüllt, froh machen und Gemeinschaft stiften kann. Wenn sie dabei erfahren, ‚Wir müssen Veränderung nicht fürchten‘, der Herr ist mit uns, dann wird sich aus dieser Keimzelle das Weitere entwickeln. Selbst gestärkt, werden solche Kundschafter andere motivieren können, den Schritt auf Neuland zu wagen. Sie werden entsprechende Erfahrungs- und Begegnungsräume lebendigen Glaubens

und lebendiger Kirche ermöglichen und Einzelne, Gruppen und Gemeinden zum Mitgehen motivieren und ermutigen.

Mit dem Propheten Sacharja haben wir begonnen, mit ihm möchte ich auch enden: Seine Worte – das habe ich in den vielen Jahren mit „Wege erwachsenen Glaubens“ erfahren dürfen – haben auch für uns heute Gültigkeit. Sacharja hat dem gebeutelten Stamm Juda Mut gemacht, ihm sinngemäß zugesprochen: Glaube hat Zukunft!

Ja: in dem Maße, wie wir Gott<sup>28</sup> Raum geben, damit ER Seine Botschaft in unser Heute hineinsprechen und mit Leben füllen kann, hat Glaube Zukunft.<sup>29</sup>

---

<sup>1</sup> Der Text beruht auf dem Mitschnitt des ursprünglich frei gehaltenen Vortrags. Die Ausführungen wurden inhaltlich ergänzt und ausformuliert, der Redestil aber zum Teil beibehalten.

<sup>2</sup> Dekret „Cunctos Populos“ der Kaiser Theodosius I, Gratian und Valentinian vom 28.02.380 –Codex Iustiniani Buch 1, 1. Kapitel

<sup>3</sup> Parallel zum Entstehen der Staatskirche entstand und wuchs das Mönchswesen und Ordensleben als Ort ursprünglicher und lebendiger Nachfolge. An die Stelle des Katechumenates trat dabei das Noviziat, an die Stelle des Taufkleides (Erwachsener!) das Ordenskleid und an die Stelle des Taufnamens der Ordensname.

<sup>4</sup> So in der Eröffnungsrede zum Konzil am 11.10.1962: „Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergange stünde. In der gegenwärtigen Entwicklung der menschlichen Ereignisse, durch welche die Menschheit in eine neue Ordnung einzutreten scheint, muß man viel eher einen verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung anerkennen. Dieser verfolgt mit dem Ablauf der Zeiten, durch die Werke der Menschen und meist über ihre Erwartungen hinaus sein eigenes Ziel, und alles, auch die entgegengesetzten menschlichen Interessen, lenkt er weise zum Heil der Kirche“ (Text in: Herderkorrespondenz 17 (1962/63), 85-88) (die Ankündigungsrede vom 25.1.59: HK 13(1958/59), 387-388)

<sup>5</sup> J. Zimmermann / A.-K. Schröder (Hg.), „Wie finden Erwachsene zum Glauben“, Neukirchen 2010

<sup>6</sup> Sacrosanctum Concilium (Konstitution über die Heilige Liturgie), 64

<sup>7</sup> Vgl. Vat II, Gaudium et spes, 7

<sup>8</sup> Papst Franziskus sprach in seinem apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ von einer Verhaftung in einer Nostalgie von Strukturen und Gewohnheiten, die in der heutigen Welt kein Überbringer von Leben mehr sind (Evangelii Gaudium 107).

<sup>9</sup> Wie dies in christlichem Elternhaus aufwachsende Kinder auch immer ge- und erlebt haben.

<sup>10</sup> Vgl. Vat II, Unitatis Redintegratio 11

<sup>11</sup> Franziskus, Evangelii Gaudium 35 ff

<sup>12</sup> Gerade in diesem Punkt ist es wichtig, „am Ball zu bleiben“. Dienen und Versöhnung zu praktizieren, bleibt für ein fruchtbares Zusammenleben von Christen eine lebenslange Aufgabe und Herausforderung.

<sup>13</sup> Philipp Müller, Zeuge sein. Persönliche Glaubenserfahrung und pastorales Engagement im kirchlichen Kontext. In: LebZeug 63(2008), 49-54, besonders: 49.

<sup>14</sup> So auch die deutschen Bischöfe in ihrem immer noch lesenswerten gemeinsamen Hirtenbrief „Der missionarische Auftrag der Kirche“ (2004) mit der klaren Formulierung „Deutschland Missionsland“ (Bonn 2004: Kirchliches Amtsblatt für das Bistum Trier 148(2004), 270-273), vgl. auch die bereits genannte Studie (Anm. 5) der Universität Greifswald.

<sup>15</sup> Wir Nachbarn der Kommunisten. Diagnosen. Übertragung und Vorwort von Hans Urs von Balthasar, Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg 1975, hier S. 173f.

<sup>16</sup> vgl. Allgemeines Direktorium für Katechese 1997 sowie auch Schreiben der Deutschen Bischofskonferenz „Katechese in veränderter Zeit“, 2004 – einen guten Überblick gibt Klemens Armbruster: „Die veränderte Bedeutung der Erwachsenen-Katechese im Spiegel kirchlicher Verlautbarungen“, in LebZeug 61(2006), 285-288

<sup>17</sup> Johannes Paul II, Catechesi Tradendae (1979), Nr. 44

<sup>18</sup> Johannes Paul II, Catechesi Tradendae (1979), Nr. 43

<sup>19</sup> Antoine de St. Exupery: Die Stadt in der Wüste (Citadelle), 1962

<sup>20</sup> Paul VI, Evangelii nuntiandi, 15; vgl. auch: Dts. Bischöfe, Der missionarische Auftrag der Kirche (gemeinsames Hirtenwort), Bonn 2004: Kirchliches Amtsblatt für das Bistum Trier 148 (2004), 270-



---

273, wo es heißt: „Das aber ist die Voraussetzung für unsere Mission. Wir haben nicht nur zu evangelisieren, wir selbst sind gerufen, uns evangelisieren zu lassen.“

- <sup>21</sup> W. Kasper, Elementarisierung taufftheologischer Grundlagen für die Katechese: W. Kasper, A. Kothgasser u.a., Weil Taufe Zukunft gibt, Mainz (Grünwald) 2011, 12-24, hier: 12. - Vgl. dazu den Sammelband der Vorträge auf einem der Kasper-Symposien des Kardinal-Kasper-Instituts: G. Augustin, K. Krämer (Hg.) Mission als Herausforderung. Impulse zur Neuevangelisierung, Freiburg 2011, 211-243
- <sup>22</sup> Im Heute glauben. Textsammlung zum Gesprächsprozess der Deutschen Bischofskonferenz 12.-13. Sept. 2014 in Magdeburg, Bonn 2014
- <sup>23</sup> Mehr zu der (von M. Widl eingeführten und K. Armbruster aufgenommenen) Unterscheidung von existenzbezogenen und wissensorientierten Glaubenskursen und zum Charakter und Selbstverständnis von Glaubenskursen überhaupt: K. Armbruster, Wege erwachsenen Glaubens, in: Bergmoser und Höller: Themenhefte Gemeinde H. 6 (2008 - Heft zum Thema „Wege erwachsenen Glaubens“; dort S. 15: Glaubenskurse bzw. Glaubensseminare: Was sie wollen – was sie sind); H. Lenz, Begeistern – verwurzeln – vernetzen. Voraussetzungen und Bausteine für eine missionarische Pastoral: G. Augustin, K. Krämer (Hg.) Mission als Herausforderung. Impulse zur Neuevangelisierung, Freiburg 2011, 211-243, hier: 213-217.
- <sup>24</sup> J. Wanke, Kirche und Hochschule: Ehrenamt im Umbruch. Vortrag v. 21.11.2008 – dokumentiert: [http://www.bistum-erfurt.de/upload/2008/bischof\\_joachim\\_wanke\\_kirche\\_und\\_hochschule.pdf](http://www.bistum-erfurt.de/upload/2008/bischof_joachim_wanke_kirche_und_hochschule.pdf), S. 3.
- <sup>25</sup> Vat II, Apostolicam Actuositatem (über das Laienapostolat)
- <sup>26</sup> H. U. v. Balthasar, Der Laie und die Kirche, in Sponsa Verbi (Skizzen zur Theologie II), Einsiedeln 1960, und: ders., Schleifung der Bastionen, Einsiedeln 1952.
- <sup>27</sup> J. Wanke, a.a.O., S. 4-5
- <sup>28</sup> Ausführlicher zur Gesamthematik (und mit weiteren Literaturangaben): H. Lenz, Gotteserfahrung ermöglichen - zentrale Aufgabe heutiger Erwachsenenkatechese: Georg Augustin (Hg.), Die Gottesfrage heute, Freiburg 2009, 192-217; ders., Begeistern – verwurzeln – vernetzen. Voraussetzungen und Bausteine für eine missionarische Pastoral: G. Augustin, K. Krämer (Hg.) Mission als Herausforderung. Impulse zur Neuevangelisierung, Freiburg 2011, 211-243
- <sup>29</sup> Mehr Informationen über die Arbeit, das Konzept die Materialien und Angebote der Vallendarer Projektstelle „Wege erwachsenen Glaubens“ (WeG) finden sich auf [www.weg-vallendar.de](http://www.weg-vallendar.de) und können auch als „kostenloses Infopaket“ angefordert werden: WeG-Projektstelle - PF 1406 – 56174 Vallendar - [info@weg-vallendar.de](mailto:info@weg-vallendar.de) — Tel.: 0261 6402-990.